

Katharina Feisel

Meine
Lebensfarbe
ist die
Hoffnung



BRUNNEN

Katharina Feisel

Meine
Lebensfarbe
ist die
Hoffnung

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Als die Zeit für mich kam, geboren zu werden, wurde meine Mutter in ein Bezirkskrankenhaus gebracht, in dem es nur einen einzigen Arzt gab. Schnell stellte er fest, dass ich falsch in der Gebärmutter lag. Natürlich war es für den Arzt klar, dass er die gebärende Frau schnellstmöglich zum Entbinden in die nächste Fachklinik in der Stadt bringen musste, wo es einen OP-Saal und Fachärzte gab, um das Kind mit einem Kaiserschnitt zur Welt zu bringen. Doch dafür war keine Zeit mehr. Die Geburt war schon so weit fortgeschritten, dass das Kind geholt werden musste.

Das Personal ging dabei nicht besonders zimperlich vor. Schließlich kam ich nach einigen bangen Minuten mit blauer Gesichtsfarbe zur Welt. Ich schrie nicht, sondern gab nur schwache Lebenszeichen von mir.

Später erzählte mir meine Mutter, wie man mich damals neben sie gelegt und zu ihr gesagt hatte: „Das Kind lebt noch, aber wenn es in den nächsten Stunden keinen Laut von sich gibt, dann tut es uns sehr leid ...“

Meine Mama sah auf die langen Wimpern und das blasse Gesicht ihrer Tochter und fing an zu weinen. Meine Eltern hatten sich so sehr eine Tochter gewünscht, denn zwei Söhne hatten sie bereits. Sie sollte Katharina heißen.

Endlich war die ersehnte Tochter zur Welt gekommen – und jetzt sollte sie meiner Mama so bald wieder genommen werden? Angst und Trauer überkamen meine Mutter. Doch dann geschah das Wunder: Nach einer Weile fing ich an zu husten und ein schwaches Piepsen von mir zu geben.

Meine Mutter war in diesem Moment die glücklichste Frau der Welt und ihr fiel eine große Last von den Schultern. Auch die Hebamme war so erleichtert, dass sie mit mir auf dem Arm durch das ganze kleine Krankenhaus lief und sowohl den Ärzten als auch den Patienten die frohe Neuigkeit verkündete.

Warum beschreibe ich das so ausführlich? Weil es eben ein Wunder war! Rückblickend kann ich heute sagen: Es war Gottes Entscheidung, dass ich leben sollte. Er hatte etwas mit mir vor!

Erst vor einiger Zeit habe ich erfahren, dass bei vielen von Zerebralparese Betroffenen nicht nur die körperliche Entwicklung, sondern auch ein großer Teil des Gehirns geschädigt ist. Als ich diese Information im Internet las, war ich Gott so dankbar für meinen klaren Verstand und die Talente, mit denen er mich ausgestattet hat!

Wenn mich manchmal die Probleme überfluten, versuche ich mich nicht auf sie, sondern auf Gott zu konzentrieren. Wenn ich über seine grenzenlose Liebe und Gnade nachdenke, dann sage ich: „Vater, ich erwarte jetzt schon mit Begeisterung, wie du mich aus alledem hinausführst.“ Und ich erwarte das Beste für mein Leben und das meiner Kinder.

Als ich 1969 in Nowosibirsk geboren wurde, herrschte noch voll der Patriotismus der sowjetischen Zeit. Auf Hilfe für den Einzelnen und erst recht für eine Familie mit einem behinderten Kind konnten meine Eltern nur wenig hoffen. Und was für ein Gesundheitswesen gab es schon, wenn man in einem kleinen sowjetischen Dorf aufwuchs, in dem meine Familie wenige Jahre nach meiner Geburt wohnte?

Darum zog unsere ganze Familie nach Astana in Kasachstan um. Kasachstan ist ungefähr siebenmal so groß wie Deutschland. Da, wo meine Familie lebte, ist das Land von Wüsten und Steppen geprägt. Im Sommer wird es mindestens 30 Grad heiß, im Winter bis zu -30 Grad kalt. In Kasachstan leben Angehörige verschiedener Völker. Die Mehrheit gehört dem Islam an, die Christen bilden den kleinsten Teil der Bevölkerung.

Meine Mutter ist Russlanddeutsche. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren viele Russlanddeutsche in Kasachstan wohnen geblieben, wohin Stalin sie deportiert hatte, so auch die Verwandten meiner Mutter. Die Familie meiner Mutter hatte ihre eigenen Prinzipien. Deswegen wollten ihre Eltern unbedingt, dass sie mal einen Deutschen heiratete.

Als sie jedoch als Sekretärin in einer Bibliothek anfang, lernte sie dort meinen Vater kennen. Mein Vater war Russe und in Kasachstan geboren und aufgewachsen. Die Russlanddeutschen hatten dort einen guten Ruf. Deswegen wollten die russischen Männer unbedingt deutsche Mädchen heiraten.

Als meine Eltern sich im neuen Ort eingelebt hatten, meldeten sie mich in einer ambulanten Kinderklinik an. Ich wurde vielen Ärzten mit der Frage vorgestellt: „Was kann man da machen?“ Meine Eltern hatten ja gar keine Vorstellung davon, wie ernsthaft meine Krankheit eigentlich war. Sie wollten daran glauben, dass alles wieder gut werden würde und die Ärzte mich wieder gesund machen könnten. Sie waren zu allen notwendigen Behandlungen bereit. Für sie war es am wichtigsten, dass ich geheilt wurde.

Damals in Kasachstan hat man sich noch nicht getraut, Kinder mit Zerebralparese zu operieren. Ab meinem dritten Lebensjahr empfahlen die Ärzte meinen Eltern für mich regelmäßig Kuren in Kindersanatorien und Krankenhäusern. Diese Angebote nahmen meine Eltern gerne an, auch wenn es für mich bedeutete, dass ich über Monate hinweg alleine dort bleiben musste, denn die Kliniken befanden sich am anderen Ende der Sowjetunion. So war ich zum Beispiel in der Ukraine, in Abchasien und Russland. Allerdings verflog ihre Freude über diese Möglichkeiten, als sie erfuhren, was ich dort erlebte.

In diesen Sanatorien waren körperlich und geistig behinderte Kinder zusammen untergebracht. Das Problem dabei war, dass es viel zu wenig Pflegepersonal gab. Das Pflegeteam musste sich nicht nur um das Wohlbefinden der kleinen Patienten kümmern, sondern zusätzlich gegen Infektionen und Kinderkrankheiten ankämpfen. Die Folge davon war, dass Ärzte, Krankenschwestern und Therapeuten wenig Zeit hatten, sich speziell mit einzelnen Diagnosen zu beschäftigen. Ich denke, dass die hygienischen Verhältnisse in diesen Einrichtungen auch durch den Personalmangel mangelhaft waren.

Als ich einmal mit anderen Kindern in einem Sanatorium in Gudauta (einer Stadt in Abchasien im Kaukasus) an Hepatitis A erkrankte, mussten meine Eltern zusehen, wie ich blass und schwach in einem Krankenhausbett lag. Das Personal war auch dort wieder überfordert und alle Patienten litten darunter. Das brachte für meinen Vater das Fass zum Überlaufen und er entführte mich einfach! An einem Tag, ich weiß nicht, um welche Uhrzeit es war, aber es war auf jeden Fall hell, tauchte mein Vater ganz plötzlich in der Klinik auf. Als er sah, wie blass und schwach ich war, fragte er, ob er mit mir spazieren gehen dürfe.

Dazu muss ich sagen, dass die Krankenhäuser dort nicht so waren wie hier in Deutschland. Dort konnte man nicht einfach kommen und gehen, wann man wollte. Man durfte die Patienten auch nicht in ihren Zimmern besuchen. Dazu gab es gesonderte Räume. Zum Beispiel dürfen Frauen, wenn sie ein Kind bekommen, den Besuchern nur aus dem Fenster winken, damit diese wissen, dass es der Mutter gut geht.

Schließlich erlaubte die Ärztin meinem Vater widerwillig, mit mir spazieren zu gehen, weil er ja von so weit her gekommen war, um mich zu besuchen.

Draußen zog mein Vater seinen Mantel aus, wickelte mich darin ein, stieg in den nächsten Bus und nahm mich mit nach Hause! Für meinen Vater war die Situation besonders schlimm, weil er viel Hoffnung in die Ärzte gehabt hatte und dann immer enttäuscht und verzweifelt war.

Unsere Familie musste auch in den folgenden Jahren einiges ertragen. Das einzige Erfolgserlebnis nach all den Infektionskrankheiten und Lebensmittelvergiftungen in den Kur- und Pflegeeinrichtungen war, dass ich immer noch

lebte – ein wirkliches Wunder! Die normalsten Dinge der Welt lernte ich erst sehr spät. Erst mit fünf Jahren konnte ich selbstständig laufen, bis dahin ging es nur, wenn mich jemand bei der Hand hielt.

Wir wohnten am Stadtrand, wie die meisten anderen Russlanddeutschen nach dem Krieg. Bevor sie dort in den 1950er-Jahren hingezogen waren, war der Stadtrand fast unbewohnt und sumpfig, daher konnte man dort sehr günstig Grundstücke und Erdhäuser kaufen. Mit den Jahren haben die Russlanddeutschen die Häuser umgebaut, Bäume entlang der Straßen gepflanzt und irgendwann sah der Ort wirklich ansehnlich aus. Alle Anwohner lebten friedlich miteinander. In unserer Nähe wohnten auch Familien anderer Nationalitäten wie Russen, Kasachen und Tataren. Dennoch gab es nie Probleme.

Unsere Nachbarn waren Russlanddeutsche, die drei Töchter hatten. Mit einer von ihnen freundete ich mich an, sie hieß ebenfalls Katja. Unsere Freundschaft besteht bis heute. Jetzt wohnt sie auch in Deutschland, genauso wie ich, aber weiter von mir entfernt. So können wir nur miteinander telefonieren.

Katjas Mutter – für mich war sie „Tante Lilia“ – war als Schneiderin und Näherin in einer Schneiderei angestellt. Als ich älter wurde, gab ich oft Kleidungsstücke bei ihr in Auftrag, die ich zuvor auf dem Papier selbst entworfen hatte. Tante Lilia seufzte dann schon mal: „Wie schade, dass es bei uns in der Stadt keine Möglichkeit gibt, sich als Modedesignerin ausbilden zu lassen. Das wäre genau das Richtige für dich!“ Damit traf sie einen wunden Punkt. Denn obwohl meine Mutter und ich immer Ohren und Augen offen hielten, waren wir bisher

mit meiner Berufsfindung noch kein Stück weitergekommen.

Als mein ältester Bruder mit dem Wehrdienst fertig war, begann er eine Lehre zum Elektriker. Schon als Kind hatte man ja eindeutig gesehen, dass er eine Vorliebe dafür hatte, Drähte zusammenzulöten. Mein anderer Bruder wurde Baggerfahrer – er hatte sich schon immer für Technik begeistert. Seinen Wehrdienst absolvierte er später.

Nur ich hatte noch immer keine Idee, was ich einmal werden sollte. Mein Bekanntenkreis war sehr klein und es gab niemanden, der mir in dieser Sache einen Rat geben konnte. Dann aber sprach mich eines Tages die Leiterin der Bibliothek an und zeigte mir einen Artikel in einer Zeitung: „Katharina, schau mal! Bei uns in der Stadt eröffnet eine neue Berufsschule für Textilindustrie, dort werden auch Kunstmalern für die Porzellanfabrik ausgebildet. Ich denke, das könnte gut zu dir passen.“

Als ich den Artikel las, dachte ich: Dadurch werde ich zwar keine Modedesignerin, aber vielleicht sollte ich diese Möglichkeit trotzdem nutzen. Im Mai 1984 beendete ich die Schule und ging im selben Jahr im September zur Berufsschule. Die Berufsschule wurde mitten in der Steppe gebaut. Eigentlich plante man dort einen neuen Stadtteil, doch bevor überhaupt etwas passierte, entstanden dort zwei Blockhäuser. Eines davon war die Berufsschule und das andere das Wohnheim dazu. Infrastruktur war keine vorhanden. Um zur nächsten Bushaltestelle zu gelangen, musste man erst mal über einen Kilometer zu Fuß durch die Steppe laufen. Von dem allen war meine Mutter natürlich nicht begeistert, aber da es keine andere Wahl gab, fuhr sie zur Berufsschule, um sich selbst ein Bild zu machen.

In der Zwischenzeit war ich ein Teenager geworden – kein einfaches Alter! Wie andere Jugendliche musste ich mich damit auseinandersetzen, dass ich plötzlich Pickel bekam und sich mein Körper veränderte. Oft hatte ich Selbstzweifel und konnte mich selbst nicht mehr leiden. Wenn schon körperlich gesunde Kinder Komplexe wegen Pickeln, dicken Beinen oder langen Nasen haben, was sollte ich dann erst als behinderter Teenager sagen? Neben den üblichen Emotionsausbrüchen, Stimmungsschwankungen und Selbstzweifeln befielen mich verschiedene Gedanken wie: „Warum dürfen eigentlich alle so leben, wie sie es wollen, und ich nicht? Wofür werde ich so bestraft?“

Ich glaube, diese Denkweise ist in meiner Kindheit verwurzelt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich als Kind an einigen älteren Frauen vorbeihumpelte, die nach typisch russischer Art draußen vor dem Haus saßen, sich neugierig die Leute anschauten und so dort ihre Tage verbrachten. Ich hörte sie flüstern: „Ach, das arme Kind! Wofür bestraft Gott sie nur so?“ Das war der Grund, warum ich über Gott nur mit verstecktem Hass nachdachte.

Jetzt als Teenager bemitleidete ich mich selbst. Ich spürte einen tiefen Seelenschmerz und fühlte mich, als würde ich in ein tiefes schwarzes Loch hinabgerissen.

Weil ich aber eher ein pragmatischer Charakter bin, wurde mir schnell klar, dass es keinen Sinn hatte, Trübsal zu blasen. Im Gegenteil: Ich wollte aus diesem Loch mit allen Mitteln schnell wieder hinaus kriechen und mein seelisches Gleichgewicht wiederfinden. Dies kostete allerdings so viel Zeit und Kraft, dass ich eine Taktik entwickeln musste: Ich wurde zu mir selbst sehr hart und trieb mich ohne Mitleid zu immer neuen Herausforderungen an. Von jetzt an ver-

bot ich mir zu jammern und zu weinen. Leider hat sich das bis zum heutigen Tag nicht unbedingt geändert. Wenn man meine Kinder befragen würde, könnten sie sicher bestätigen, dass sie mich noch nie haben weinen sehen. Ob das so gut ist, wage ich zu bezweifeln ...

Zumindest damals führte solch ein harter Umgang mit mir selbst leider dazu, dass ich unfähig war, andere Leute in ihren Problemen zu verstehen und mit ihnen mitzufühlen. Ich dachte oft: „Mir geht es so schlecht wie niemandem sonst um mich herum und trotzdem lebe ich und bin sogar fröhlich dabei. Ihr anderen werdet dann wohl auch nicht daran sterben. All eure Probleme sind nichts im Vergleich zu dem, was ich jeden Tag durchmachen muss.“

Ich entwickelte einen eisernen Willen und vertraute da-rauf, dass ich mich schon irgendwie durchschlagen und es zu etwas bringen würde. Heute ist mir klar, dass das alles nur ein Schutzmechanismus war. Ich hatte ja schon lange keinen Vater mehr, der mich umsorgte und beschützte.

Anja war ein paar Jahre älter als ich, verheiratet und Mutter eines Sohnes. Es stellte sich heraus, dass wir nicht weit voneinander im gleichen Stadtteil lebten.

Als es Herbst wurde, kam einer von uns die fabelhafte Idee, wie wir beide trockenen Fußes nach der Arbeit nach Hause gelangen konnten – wir bestellten fast jeden Tag ein Taxi und teilten uns die Fahrtkosten von drei Rubel. Höchst zufrieden genossen wir die gemütliche Rückfahrt. Nur so konnte ich den nassen Herbst überleben.

Etwas zur gleichen Zeit ließ ich noch einmal eine medizinische Untersuchung für die Fahrschule über mich ergehen. Und siehe da – mein Hanteltraining hatte sich ausgezahlt! Meine Arme waren kräftig genug, um den Test zu bestehen. Die Ärzte waren über alle Maßen erstaunt und erkannten, dass ich ein Trotzkopf war. Ich triumphierte innerlich.

Mit dem ärztlichen Gesundheitszeugnis in der Tasche meldete ich mich nun also in der Fahrschule an und besuchte abends nach der Arbeit die Theoriestunden. Ende der 1980er-Jahre gab es nicht so viele Frauen, die den Führerschein machen wollten. Deswegen nahmen mich die männlichen Fahrschüler und sogar die Lehrer nicht ganz ernst und belächelten mich des Öfteren. Doch statt mich darüber zu ärgern, war ich ganz froh und nutzte diese Behandlung aus, indem ich das eine oder andere Mal die Theorie schwänzte. Das Wichtigste für die Prüfung war hinterher sowieso bloß, dass man die Prüfungsfragen auswendig kannte, und dafür lernte ich zu Hause.

Dann wurde es Winter. Und mit dem Winter kamen Schnee, Frost und Glatteis. Ich erinnere mich bis heute nur mit Schrecken daran. Bei minus zwanzig Grad sprang der Motor nur an, wenn er zuvor mit einer Lötlampe aufgewärmt wurde. Meistens half mir mein älterer Bruder dabei, doch wenn er nicht zu Hause war, musste ich es selbst übernehmen. War ich dann endlich auf der Straße, froren mir die Fenster zu, weil die Heizung im Auto nicht funktionierte. Das bedeutete, dass ich immer mit zwei geöffneten Seitenfenstern fahren musste, damit der Wind auf die Windschutzscheibe kam und das Vereisen verhinderte. Dafür fror ich selbst aber im Auto bitterlich.

Auf den Straßen war den ganzen Winter Glatteis. Mein Auto war sehr leicht. Deswegen schleuderte und schlitterte es oft. Wenn es hin und wieder auf die Gegenspür kam, schaute ich auf beide Seiten, ob jemand auf mich zukam, und wartete, bis das Auto stehen blieb. Dann versuchte ich mich nach dem Schrecken zu erinnern, in welche Richtung ich überhaupt fahren wollte. Dass ich in all dieser Zeit keinen einzigen Unfall hatte, ist ein echtes Wunder Gottes! Er half mir schon damals, als ich ihn noch nicht kannte, davon bin ich überzeugt. Heutzutage sehe ich seine gute Hand in vielen Dingen, von denen ich damals dachte, sie seien Zufall.

So traf ich im darauffolgenden Jahr zum Beispiel einen gehbehinderten Mann, der mir seinen zwei Jahre alten „Moskwitsch“ (eine russische Automarke) anbot. Das Auto war auf Handsteuerung umgebaut. In einer Zeit, als die russische Autoindustrie noch keine Autos mit Automatikgetriebe herstellte, hatte ich von so einem Auto noch nicht mal träumen können. Ich hatte natürlich kein Geld,

männlichen Fahrschüler und sogar die Lehrer nicht ganz ernst und belächelten mich des Öfteren. Doch statt mich darüber zu ärgern, war ich ganz froh und nutzte diese Behandlung aus, indem ich das eine oder andere Mal die Theorie schwänzte. Das Wichtigste für die Prüfung war hinterher sowieso bloß, dass man die Prüfungsfragen auswendig kannte, und dafür lernte ich zu Hause.

Wenn ich jetzt an diese Jahre zurückdenke, wird mir bewusst, wie wunderbar Gott schon damals alles führte, sogar in den Situationen, die mir ausweglos erschienen. Und das, obwohl ich ihn ja noch gar nicht um Hilfe gebeten hatte. Ich denke, er gab mir die Kraft, nicht alles sofort so negativ zu sehen nach dem Motto: „Es ist zu schwierig für mich, hierherzukommen. Das Team mag mich nicht und die Arbeit ist mir völlig fremd.“

Stattdessen lebte ich mit der Erwartung, dass es immer wieder einen neuen Tag geben und dass dann schon alles in Ordnung kommen würde. Ich denke, es gefällt Gott, wenn wir an das Gute glauben und es erwarten. „Der Glaube aber ist eine Wirklichkeit dessen, was man hofft, ein Überführtsein von Dingen, die man nicht sieht“, las ich einmal im Hebräerbrief.

Heute ist das ein großer Ansporn für mich, denn immer noch muss ich täglich daran arbeiten, dass ich geduldig bleibe und nicht sofort das Handtuch werfe, wenn ich wieder einmal mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Was ich früher aus eigener Kraft zu tun versuchte, darf ich heute aus dem Glauben tun.

Als meine Theorie in der Fahrschule dem Ende zuing, kauften wir ein kleines Auto für Behinderte. Mein ältester Bruder brachte mir bei, wie man es fuhr. Dann kam der

Tag der Fahrprüfung. Da es keine behindertengerechten Fahrschulautos gab, fuhr mein Bruder mich mit unserem neuen Auto zur Prüfung.

Der Prüfer machte große Augen. Dann setzte er sich zu mir und fragte: „Wie funktioniert das Auto? Hier kann man ja kaum sitzen, wie soll man denn dann noch fahren?“ In der Tat war der Einstieg in dieses Auto wirklich so niedrig, dass die Knie des Prüfers sich irgendwo auf Höhe seiner Ohren befanden!

Ich merkte sofort, dass eine lustige Situation daraus werden könnte. Den Schalk im Nacken, schaute ich ihn mit großen, naiven Augen an und sagte: „Die Hauptsache ist, dass Sie entspannt sitzen bleiben! Das Auto ist zwar neu, aber es fährt sich etwas hart und bremst sehr plötzlich! Die Zündung befindet sich am Lenkrad, hier ist das Gas und neben Ihnen, dieser Hebel hier, das ist die Bremse. Die komplette Steuerung des Autos, also Schalten und so weiter, funktioniert nur von Hand. Wenn Sie wollen, nehmen Sie bitte Ihre Knie zur Seite, weil Sie mir sonst die Bremse blockieren.“

Das war dem Prüfer zu viel. Erregt und überfordert stieg er wieder aus und versprach: „Wenn Sie diese Strecke entlangfahren können und kein einziges Mal ins Stocken geraten, dann haben Sie die Prüfung bestanden.“

Ich schloss die Türen, startete den Motor und fuhr – ohne auch nur einen einzigen Fehler zu machen – die zugewiesene Strecke ab. Innerlich grinsend und sehr glücklich empfing ich meinen Führerschein.

Anfang des Sommers hatte ich angefangen, in der Porträtwerkstatt zu arbeiten, und im Winter hatte ich schon den Führerschein und ein kleines Auto. Es hatte zwar nur

Tag der Fahrprüfung. Da es keine behindertengerechten Fahrschulautos gab, fuhr mein Bruder mich mit unserem neuen Auto zur Prüfung.

Der Prüfer machte große Augen. Dann setzte er sich zu mir und fragte: „Wie funktioniert das Auto? Hier kann man ja kaum sitzen, wie soll man denn dann noch fahren?“ In der Tat war der Einstieg in dieses Auto wirklich so niedrig, dass die Knie des Prüfers sich irgendwo auf Höhe seiner Ohren befanden!

Ich merkte sofort, dass eine lustige Situation daraus werden könnte. Den Schalk im Nacken, schaute ich ihn mit großen, naiven Augen an und sagte: „Die Hauptsache ist, dass Sie entspannt sitzen bleiben! Das Auto ist zwar neu, aber es fährt sich etwas hart und bremst sehr plötzlich! Die Zündung befindet sich am Lenkrad, hier ist das Gas und neben Ihnen, dieser Hebel hier, das ist die Bremse. Die komplette Steuerung des Autos, also Schalten und so weiter, funktioniert nur von Hand. Wenn Sie wollen, nehmen Sie bitte Ihre Knie zur Seite, weil Sie mir sonst die Bremse blockieren.“

Das war dem Prüfer zu viel. Erregt und überfordert stieg er wieder aus und versprach: „Wenn Sie diese Strecke entlangfahren können und kein einziges Mal ins Stocken geraten, dann haben Sie die Prüfung bestanden.“

Ich schloss die Türen, startete den Motor und fuhr – ohne auch nur einen einzigen Fehler zu machen – die zugewiesene Strecke ab. Innerlich grinsend und sehr glücklich empfing ich meinen Führerschein.

Anfang des Sommers hatte ich angefangen, in der Porträtwerkstatt zu arbeiten, und im Winter hatte ich schon den Führerschein und ein kleines Auto. Es hatte zwar nur

Platz für einen Beifahrer, aber Anja und ich konnten uns so die Taxikosten sparen. Meine Freundin Anja kam fast immer nach der Arbeit mit zu mir nach Hause. Unterwegs erledigten wir gemeinsam unsere Einkäufe, dann saß sie eingequetscht und mit Tüten und Taschen bedeckt neben mir und schrie: „Guck auf die Straße, Katharina!“

Ich antwortete: „Ich gucke doch!“

Anja: „Warum bist du dann nicht stehen geblieben? Hast du nicht gesehen, dass dir der Polizist gewinkt hat?“

Darauf erwiderte ich: „Ach, das macht er doch aus Neugier. Dieses Auto ist so langsam, dass er uns zu Fuß einholen könnte, wenn er uns anhalten wollte!“

Ich muss sagen, dass das Auto sehr langsam fuhr, da es einen Antrieb wie ein Mofa hatte – und es sah genauso hässlich aus. Die Verkehrspolizisten hielten mich oft an. Sie fanden es wohl zu interessant, ein junges Mädchen wie mich in so einer Kiste vorbeifahren zu sehen ...

Als mein Mann und ich begannen, die Unterlagen fertig zu machen, um sie in einem zweiten Versuch noch einmal an die deutsche Botschaft zu schicken, gab mir meine Freundin Anja einen Rat: „Lass doch die Unterlagen von irgend-einer Kirche oder von einer Wohlfahrtsstiftung, wie dem Roten Kreuz, an die deutschen Behörden abschicken.“

Bis zu diesem Zeitpunkt war ich noch nie in Kontakt mit Christen gekommen. Ich hatte noch nie eine Bibel gesehen und kannte niemanden, mit dem ich über Glaubensthemen hätte sprechen können. Es interessierte mich auch nicht. In der Religion sah ich keinen Sinn. Als ich nun aber erfuhr, dass eine Kirche mir in diesem Falle von Nutzen sein konnte, war ich sofort bereit, Mitglied einer beliebigen Kirche zu werden.

Anja erzählte mir, dass bei uns in der Stadt irgendwelche „weißen Brüder“ aufgetaucht seien, und schlug vor, sie aufzusuchen. Falls das nicht klappen würde, sollte ich eine katholische Kirche besuchen. Also setzte ich mich ins Auto und begab mich auf die Suche nach diesen „weißen Brüdern“. Viel Erfolg hatte ich zunächst nicht. Es stellte sich heraus, dass sie die Stadt bereits verlassen hatten. Zur katholischen Kirche fand ich keine Zufahrt. Ich war nicht entmutigt, denn wenig später bekam ich noch einen Rat. Man sagte mir, ich solle mich an die Stiftung „Wiedergeburt“ wenden, da diese Russlanddeutschen helfe. Bei meinem ersten Telefongespräch mit dieser Stiftung erklärte man mir, dass in diesem Augenblick ein Pastor aus Deutsch-

land eine „Evangelisation“ in unserer Stadt abhielt. Was auch immer das war.

Mir wurden am Telefon auch die Kontaktdaten von der evangelischen Kirche durchgegeben, in die dieser Evangelist kam. Es war Anfang der 1990er-Jahre, und es begann gerade mit der Freiheit für Evangelisationen. Unter der kommunistischen Regierung waren sie nicht erlaubt gewesen. Die evangelischen Gemeinden kamen aus dem Untergrund und bekamen Verkündigungsfreiheit. Die Verbreitung der Bibel und anderer christlicher Literatur wurde möglich.

Ich ging zu dieser Evangelisation. Am Telefon hatte man mir die Adresse gegeben, wo die Evangelisation stattfinden sollte – in einem großen Kino. Der deutsche Evangelist predigte mithilfe eines Übersetzers. Die Predigt gefiel mir nicht, ich fand sie langweilig und uninteressant und konnte nur schwer das Ende abwarten.

Endlich kam der Pastor zum Schluss und ich konnte zu ihm auf die Bühne gehen. Ich bat den Dolmetscher, mein Anliegen zu übersetzen: „Als behinderte Russlanddeutsche bitte ich Ihre Kirche um Hilfe, die Registrierung und Bearbeitung meiner Unterlagen für die Auswanderung nach Deutschland zu unterstützen.“

Ich war mir sicher, meinem Ziel endlich ein Stück näher gekommen zu sein. Doch dann erlebte ich eine herbe Enttäuschung! Der Pastor erklärte mir, dass er mir leider gar nicht helfen könne, da seine Kirche keine staatliche Organisation sei. Sie hätten daher keinen Einfluss auf Beamte und Behörden, die sich mit der Einwanderung der „Wolgadeutschen“ beschäftigten.

Ich kam sehr enttäuscht nach Hause.

Abends rief mich ein Mitglied der Stiftung „Wiedergeburt“ an und fragte, warum ich mich nicht einfach mal mit dem Pastor der örtlichen Kirche in Verbindung setzen würde. Es stellte sich heraus, dass der Pastor bereits von mir gehört hatte und mich nun besuchen kommen wollte. Eigentlich hatte ich gar keine Lust, noch mehr Zeit für Gespräche zu verschwenden, die eh in keinem Bezug zu meiner Auswanderung nach Deutschland standen. Abzulehnen war mir allerdings auch peinlich und so sagte ich den Termin zu. Noch am selben Abend wollte der Pastor vorbeikommen.

Meine Mutter, mein Mann und ich warteten mit großer Neugier auf seinen Besuch. Das Wort „Pastor“ war für uns etwas Neues, wir konnten uns darunter nur einen Popen mit einem Bart und im Priesterrock vorstellen. Unsere Überraschung war groß, als wir die Tür öffneten und auf einmal zwei junge, modern gekleidete Männer vor uns standen. Wir baten sie herein und sie blieben etwa eine Stunde. Das Gespräch verlief ungewohnt, aber sehr positiv. Pastor Aleksandr hörte mehr zu, als dass er sprach, hielt uns keine Moralpredigten und lud uns stattdessen zum Gottesdienst ein. Er versprach, uns demnächst eine Bibel zu schenken, hinterließ seine Telefonnummer und sagte zum Abschied: „Katharina, wenn Sie Fragen haben, rufen Sie mich jederzeit an.“ So etwas hatte ich nicht erwartet, ich war begeistert – und neugierig!

Das Wort „Bibel“ war für mich genauso unbekannt wie das Wort „Pastor“. Ich fragte mich, was das wohl für ein Zauberbuch sei. Die Aussicht, solch ein Buch tatsächlich geschenkt zu bekommen, ließ mich die Einladung zum Gottesdienst annehmen. Als ich am folgenden Sonntag in den Gemeinderaum kam, predigte Pastor Aleksandr bereits. Er

redete über das All, in dem Gott alles so wunderbar erschaffen hatte, und dass unser Gott ein Gott der Ordnung und nicht des Chaos‘ sei. Bis zum heutigen Tag existiere alles nur durch ihn und er allein würde alles erhalten.

Meinem neugierigen und belesenen Wesen kam das so interessant vor, dass ich die Zeit vergaß. Als der Gottesdienst zu Ende war, wollte ich mich eilig auf den Heimweg machen, aber Pastor Aleksandr eilte mir nach und rief: „Katharina, warten Sie! Ich habe Ihnen doch eine Bibel versprochen!“ Und dann hielt ich sie tatsächlich in den Händen: meine erste Bibel!

In den folgenden Wochen sprach ich viel mit dem Pastor und seiner Frau über dieses einzigartige Buch und begann christliche Literatur zu lesen, die mit historischen Tatsachen die Glaubwürdigkeit der Bibel untermauerte. Gott wusste genau, wie er einen Weg zu meinem Verstand und danach zu meinem Herzen finden konnte. Er kannte mein praktisches Wesen und meine äußeren Schutzpanzer.

Der Pastor handelte in dieser Situation sehr weise. Er zwang mir nie seine Meinung auf, sondern beobachtete mich nur geduldig und betete mit seiner Frau für uns.

Mein Wissen über das Universum, über die Erde und die Geschichte der Menschheit war auf dem Niveau des Schulunterrichts. Was ich dann in der Bibel alles erfuhr, war verständlicherweise neu und sehr interessant für mich.

In unserer Familie interessierte sich zunächst keiner für die biblischen Entdeckungen, die ich machte, aber mein Mann ließ mich gerne für zwei Stunden in der Woche in die Kirche gehen. Er meinte, dass dort nützliche Dinge gelehrt würden: nicht zu rauchen, nicht zu trinken und dem Ehemann zu gehorchen.

Neben all diesen neuen Entdeckungen verlor ich mein eigentliches Ziel nie aus dem Blick: meine Ausreise nach Deutschland. Zum zweiten Mal schickte ich meine gesamten Unterlagen an die Behörden ab. Dann hieß es wieder warten.

In der Kirche, die ich besuchte, gab es viele Russlanddeutsche, einschließlich Pastor Aleksander. Ein anderer Bruder im Glauben, Andrej, der auch nach Deutschland ausreisen wollte, sagte zu mir: „Katharina, aus menschlicher Sicht ist deine Einreise nach Deutschland unrealistisch. Du hast schon eine Absage bekommen und diese ist im System registriert. Auf deinen wiederholten Antrag wird die deutsche Botschaft automatisch eine Absage erteilen. Aber für Gott ist nichts unmöglich!“

So einen Zuspruch bekam ich auch von anderer Seite. Lida, die Frau des Pastors, nahm sich meiner an. Obwohl sie sechs eigene Kinder hatte, fand diese sehr gütige Frau auch noch neben anderen Kirchenmitgliedern Zeit für mich. Sie verstand, dass es für mich als Behinderte sehr schwer war, Haushalts- und Alltagsprobleme zu bewältigen. „Der Herr sieht deine Schwäche, bete – und er wird dich auf eine wunderbare Weise auswandern lassen“, sagte sie zu mir.

Platz für einen Beifahrer, aber Anja und ich konnten uns so die Taxikosten sparen. Meine Freundin Anja kam fast immer nach der Arbeit mit zu mir nach Hause. Unterwegs erledigten wir gemeinsam unsere Einkäufe, dann saß sie eingequetscht und mit Tüten und Taschen bedeckt neben mir und schrie: „Guck auf die Straße, Katharina!“

Ich antwortete: „Ich gucke doch!“

Anja: „Warum bist du dann nicht stehen geblieben? Hast du nicht gesehen, dass dir der Polizist gewinkt hat?“

Darauf erwiderte ich: „Ach, das macht er doch aus Neugier. Dieses Auto ist so langsam, dass er uns zu Fuß einholen könnte, wenn er uns anhalten wollte!“

Ich muss sagen, dass das Auto sehr langsam fuhr, da es einen Antrieb wie ein Mofa hatte – und es sah genauso hässlich aus. Die Verkehrspolizisten hielten mich oft an. Sie fanden es wohl zu interessant, ein junges Mädchen wie mich in so einer Kiste vorbeifahren zu sehen ...

Als mein Mann und ich begannen, die Unterlagen fertig zu machen, um sie in einem zweiten Versuch noch einmal an die deutsche Botschaft zu schicken, gab mir meine Freundin Anja einen Rat: „Lass doch die Unterlagen von irgend-einer Kirche oder von einer Wohlfahrtsstiftung, wie dem Roten Kreuz, an die deutschen Behörden abschicken.“

Bis zu diesem Zeitpunkt war ich noch nie in Kontakt mit Christen gekommen. Ich hatte noch nie eine Bibel gesehen und kannte niemanden, mit dem ich über Glaubens-themen hätte sprechen können. Es interessierte mich auch nicht. In der Religion sah ich keinen Sinn. Als ich nun aber erfuhr, dass eine Kirche mir in diesem Falle von Nutzen sein konnte, war ich sofort bereit, Mitglied einer beliebigen Kirche zu werden.

Anja erzählte mir, dass bei uns in der Stadt irgendwelche „weißen Brüder“ aufgetaucht seien, und schlug vor, sie aufzusuchen. Falls das nicht klappen würde, sollte ich eine katholische Kirche besuchen. Also setzte ich mich ins Auto und begab mich auf die Suche nach diesen „weißen Brüdern“. Viel Erfolg hatte ich zunächst nicht. Es stellte sich heraus, dass sie die Stadt bereits verlassen hatten. Zur katholischen Kirche fand ich keine Zufahrt. Ich war nicht entmutigt, denn wenig später bekam ich noch einen Rat. Man sagte mir, ich solle mich an die Stiftung „Wieder-geburt“ wenden, da diese Russlanddeutschen helfe. Bei meinem ersten Telefongespräch mit dieser Stiftung erklärte man mir, dass in diesem Augenblick ein Pastor aus Deutsch-

land eine „Evangelisation“ in unserer Stadt abhielt. Was auch immer das war.

Mir wurden am Telefon auch die Kontaktdaten von der evangelischen Kirche durchgegeben, in die dieser Evangelist kam. Es war Anfang der 1990er-Jahre, und es begann gerade mit der Freiheit für Evangelisationen. Unter der kommunistischen Regierung waren sie nicht erlaubt gewesen. Die evangelischen Gemeinden kamen aus dem Untergrund und bekamen Verkündigungsfreiheit. Die Verbreitung der Bibel und anderer christlicher Literatur wurde möglich.

Ich ging zu dieser Evangelisation. Am Telefon hatte man mir die Adresse gegeben, wo die Evangelisation stattfinden sollte – in einem großen Kino. Der deutsche Evangelist predigte mithilfe eines Übersetzers. Die Predigt gefiel mir nicht, ich fand sie langweilig und uninteressant und konnte nur schwer das Ende abwarten.

Endlich kam der Pastor zum Schluss und ich konnte zu ihm auf die Bühne gehen. Ich bat den Dolmetscher, mein Anliegen zu übersetzen: „Als behinderte Russlanddeutsche bitte ich Ihre Kirche um Hilfe, die Registrierung und Bearbeitung meiner Unterlagen für die Auswanderung nach Deutschland zu unterstützen.“

Ich war mir sicher, meinem Ziel endlich ein Stück näher gekommen zu sein. Doch dann erlebte ich eine herbe Enttäuschung! Der Pastor erklärte mir, dass er mir leider gar nicht helfen könne, da seine Kirche keine staatliche Organisation sei. Sie hätten daher keinen Einfluss auf Beamte und Behörden, die sich mit der Einwanderung der „Wolgadeutschen“ beschäftigten.

Ich kam sehr enttäuscht nach Hause.

Abends rief mich ein Mitglied der Stiftung „Wiedergeburt“ an und fragte, warum ich mich nicht einfach mal mit dem Pastor der örtlichen Kirche in Verbindung setzen würde. Es stellte sich heraus, dass der Pastor bereits von mir gehört hatte und mich nun besuchen kommen wollte. Eigentlich hatte ich gar keine Lust, noch mehr Zeit für Gespräche zu verschwenden, die eh in keinem Bezug zu meiner Auswanderung nach Deutschland standen. Abzulehnen war mir allerdings auch peinlich und so sagte ich den Termin zu. Noch am selben Abend wollte der Pastor vorbeikommen.

Meine Mutter, mein Mann und ich warteten mit großer Neugier auf seinen Besuch. Das Wort „Pastor“ war für uns etwas Neues, wir konnten uns darunter nur einen Popen mit einem Bart und im Priesterrock vorstellen. Unsere Überraschung war groß, als wir die Tür öffneten und auf einmal zwei junge, modern gekleidete Männer vor uns standen. Wir baten sie herein und sie blieben etwa eine Stunde. Das Gespräch verlief ungewohnt, aber sehr positiv. Pastor Aleksandr hörte mehr zu, als dass er sprach, hielt uns keine Moralpredigten und lud uns stattdessen zum Gottesdienst ein. Er versprach, uns demnächst eine Bibel zu schenken, hinterließ seine Telefonnummer und sagte zum Abschied: „Katharina, wenn Sie Fragen haben, rufen Sie mich jederzeit an.“ So etwas hatte ich nicht erwartet, ich war begeistert – und neugierig!

Das Wort „Bibel“ war für mich genauso unbekannt wie das Wort „Pastor“. Ich fragte mich, was das wohl für ein Zauberbuch sei. Die Aussicht, solch ein Buch tatsächlich geschenkt zu bekommen, ließ mich die Einladung zum Gottesdienst annehmen. Als ich am folgenden Sonntag in den Gemeinderaum kam, predigte Pastor Aleksandr bereits. Er

redete über das All, in dem Gott alles so wunderbar erschaffen hatte, und dass unser Gott ein Gott der Ordnung und nicht des Chaos‘ sei. Bis zum heutigen Tag existiere alles nur durch ihn und er allein würde alles erhalten.

Meinem neugierigen und belesenen Wesen kam das so interessant vor, dass ich die Zeit vergaß. Als der Gottesdienst zu Ende war, wollte ich mich eilig auf den Heimweg machen, aber Pastor Aleksandr eilte mir nach und rief: „Katharina, warten Sie! Ich habe Ihnen doch eine Bibel versprochen!“ Und dann hielt ich sie tatsächlich in den Händen: meine erste Bibel!

In den folgenden Wochen sprach ich viel mit dem Pastor und seiner Frau über dieses einzigartige Buch und begann christliche Literatur zu lesen, die mit historischen Tatsachen die Glaubwürdigkeit der Bibel untermauerte. Gott wusste genau, wie er einen Weg zu meinem Verstand und danach zu meinem Herzen finden konnte. Er kannte mein praktisches Wesen und meine äußeren Schutzpanzer.

Der Pastor handelte in dieser Situation sehr weise. Er zwang mir nie seine Meinung auf, sondern beobachtete mich nur geduldig und betete mit seiner Frau für uns.

Mein Wissen über das Universum, über die Erde und die Geschichte der Menschheit war auf dem Niveau des Schulunterrichts. Was ich dann in der Bibel alles erfuhr, war verständlicherweise neu und sehr interessant für mich.

In unserer Familie interessierte sich zunächst keiner für die biblischen Entdeckungen, die ich machte, aber mein Mann ließ mich gerne für zwei Stunden in der Woche in die Kirche gehen. Er meinte, dass dort nützliche Dinge gelehrt würden: nicht zu rauchen, nicht zu trinken und dem Ehemann zu gehorchen.

Neben all diesen neuen Entdeckungen verlor ich mein eigentliches Ziel nie aus dem Blick: meine Ausreise nach Deutschland. Zum zweiten Mal schickte ich meine gesamten Unterlagen an die Behörden ab. Dann hieß es wieder warten.

In der Kirche, die ich besuchte, gab es viele Russlanddeutsche, einschließlich Pastor Aleksander. Ein anderer Bruder im Glauben, Andrej, der auch nach Deutschland ausreisen wollte, sagte zu mir: „Katharina, aus menschlicher Sicht ist deine Einreise nach Deutschland unrealistisch. Du hast schon eine Absage bekommen und diese ist im System registriert. Auf deinen wiederholten Antrag wird die deutsche Botschaft automatisch eine Absage erteilen. Aber für Gott ist nichts unmöglich!“

So einen Zuspruch bekam ich auch von anderer Seite. Lida, die Frau des Pastors, nahm sich meiner an. Obwohl sie sechs eigene Kinder hatte, fand diese sehr gütige Frau auch noch neben anderen Kirchenmitgliedern Zeit für mich. Sie verstand, dass es für mich als Behinderte sehr schwer war, Haushalts- und Alltagsprobleme zu bewältigen. „Der Herr sieht deine Schwäche, bete – und er wird dich auf eine wunderbare Weise auswandern lassen“, sagte sie zu mir.